

22.7.2019

Das Herz. Wir machen manchmal ein Frühstücks-Quiz. Jeder sagt was zu einem Stichwort, zuerst reihum, dann wem was einfällt. Gewonnen haben wir dann alle, weil wir danach wach sind. Es fängt damit an, dass einer ein Wort sagt, zum Beispiel „Herz“.

Sich ein Herz fassen.

Dass einem das Herz in die Hose rutscht.

Sonst eben beherzt, also mutig!

Aber Herz steht doch für Liebe, oder?

Meine Herzenskönigin!

Herzensbrecher!

Also Liebe, Mut, Angst. Das berührt mich gerade sehr. Einer von uns überlegt, mit einer Hilfsorganisation in Krisengebiete zu fahren. Er will da helfen, wo Menschen durch Krieg in Not sind, durch gesellschaftliche Verhältnisse, durch Trockenheit. Gemeinsam mit anderen will er Brunnen bauen, Hygiene gewährleisten, Infrastrukturen stützen. Bedrängte Minderheiten schützen. Er will das ehrenamtlich tun. Er will Verantwortung wahrnehmen. Auch mich berührt die Angst und Not so vieler Menschen in so vielen Gegenden unserer Welt, und natürlich unterstütze ich es, wenn wir zur Verbesserung der Lebensbedingungen beitragen können. Geld ist nötig, Solidarität – und natürlich der Einsatz von Menschen, die ganz unmittelbar helfen. Dennoch habe ich Angst.

Wird er heil wiederkommen? Sein Herz, wird es nicht Schaden nehmen im Angesicht von so viel Leid und Not?

Eigentlich stehe ich doch voll hinter diesem Einsatz. Mut, Entschlossenheit, Besonnenheit, Einsatzbereitschaft, Empathie – und dabei das Herz als Kompass. Trotzdem habe ich Angst. Bin verzagt und kann schwer darüber reden, denn ich will ja niemanden entmutigen. Ist es nicht egoistisch, wenn ich mich von meiner Verzagtheit leiten lasse? Um ihn gehen zu lassen, brauche auch ich Zuversicht, Vertrauen, Mut. Vielleicht gibt sogar erst das ihm die Zuversicht, in diesen Einsatz zu ziehen. Auch ich muss mir also ein Herz fassen.

Das denke ich so bei mir. Und für mich sitzt dann auch der Prophet Jesaja mit an unserem Küchentisch. Er beschrieb die Wechselwirkung des Herzens: Frieden ist sowohl Bedingung als auch Kennzeichen eines festen Herzens. Dies ist sein Beitrag zum Familien-Quiz: Wer festen Herzens ist, dem bewahrst du Frieden, denn er verlässt sich auf dich. (Jes 26,3)

23.7.2019

Als ich jung war, trafen wir uns dienstags abends im Gemeindezentrum. Dieses Gemeindezentrum in einer kleinen Stadt in Hessen hieß „Kyrios-Zentrum“. Das war für mich ein ganz normales Wort, ich habe nie darüber nachgedacht, was es bedeutet. Das Haus war ein flacher Zweckbau aus Sichtbeton mit Efeu draußen dran. Dienstags abends war „Junge Gemeinde“. Wir saßen im Kyrios-Zentrum im Kreis, hörten Musik, hatten eine Band, sangen Lieder. Und wir haben reihum erzählt, was uns so beschäftigt. Meinen Eltern war das unheimlich, „Seelen-Striptease“ nannten sie das. „Ihr sitzt da und erzählt euch eure Probleme“, sagten sie, „das kann doch nicht gut für euch sein!“

Für mich war es aber gut, es waren Gespräche, wie man sie als junger Mensch eben nicht mit seinen Eltern führt. Nah, persönlich, einander zugewandt, ein geschützter Raum. Wir haben auch Texte aus der Bibel gelesen und darüber geredet. Hier habe ich beten gelernt. Traute mich zu fragen: Kann es Gottes Wille sein, dass jemand Liebeskummer hat? Darf ich für eine gute Französischarbeit beten? Jedenfalls hat unsere Gemeinschaft jeden von uns stärker gemacht – auch mit Liebeskummer, auch mit schlechten Noten.

Damals habe ich auch gelernt, dass Kyrios das griechische Wort für Herr ist. Kyrios, mein erstes griechisches Wort. Noch heute verbinde ich damit nicht ein Herrschaftssymbol, nichts Männliches, Ausgrenzendes. Eher ein respektvolles, vertrauenswürdiges Gegenüber; jemand, an den ich mich wenden kann. Ein geschützter Raum. Das Wort ist für mich positiv besetzt.

Eine kleine Umfrage im Bekanntenkreis hat ergeben, dass viele von uns in ihrer Jugend einen Ort für so ein sehr persönliches Heranwachsen hatten. Die Orte hießen Nolle 17, Keller, Garage. Club 77. Blümchenwiese. Kyrios-Zentrum, das war als Name schon ganz schön ambitioniert. Aber für mich war es ein guter Ort, und das Wort wurde zu einem wohligen, bergenden Zuhause-Wort. Ein Wort, das noch heute etwas ganz tief in mir zum Klingen bringt. Kyrios, das war mein Zuhause-to-go-Wort. So wie ein Lied, ein Psalmwort, das wir damals dort gesungen haben und das noch heute in mir klingt: Kyrios, Herr, aus der Tiefe rufe ich zu Dir. Höre meine Stimme! (Ps. 130,1-2). Ich spüre dann, dass tatsächlich jemand mich hört. Und das wünsche ich Ihnen auch.

24.7.2019

In der S-Bahn spricht mich ein Mann an, in nicht sehr flüssigem Englisch fragt er, wo er aussteigen muss, er will zum Brandenburger Tor.

Mit Kugelschreiber hat er sein Ziel auf ein Stück Pappe geschrieben. Wir kommen ins Gespräch, und ich erfahre, dass er aus Sankt Petersburg kommt und zum ersten Mal in Deutschland ist. Eine Reise, vier Tage Berlin, drei Tage Helsinki, dann zurück in den Supermarkt, in dem er arbeitet.

Er findet Berlin fantastisch – so viele Menschen, die einen nicht bedrängen, die aber freundlich sind, sagt er. Überall Bahnen und Busse, alte und neue Häuser, das ist ihm aufgefallen. Und dass es viele Arme gibt, die sogar auf der Straße schlafen – ist es schwer, Arbeit zu finden in Berlin?

Und dann stellt er mir eine Frage, die mich noch immer beschäftigt: Wenn ich ihm noch zwei Städte in Deutschland empfehlen könnte – welche wären das?

Na, da geht sofort die Suchmaschine in meinem Kopf an. Zwei Städte. Keine Zeit zum Überlegen. Und vor allem: Ich kenne den Mann gar nicht, was würde ihn interessieren? Will er kurz oder länger bleiben? Geht er ins Theater, zum Fußball, in Clubs? Guckt er in fremden Städten Kirchen an? Ich weiß viel zu wenig über ihn. Aber er wollte ja wissen, was ICH empfehlen würde.

Zwei Städte also in Deutschland, die geeignet sind für jemandem, der zum ersten Mal hier ist.

Ich könnte nun sagen, er soll einfach länger in Berlin bleiben. Einfach laufen, da, wo die Mauer stand. Berlin – das sind ja viele kleine Städte in der großen. Nein, aber ich will mich ja nicht drücken vor der Antwort. Soll ich ihn an die Nordsee schicken, Husum zum Beispiel? Weil ich so gerne zugucke, wie die Fischerboote im Hafen langsam wieder vom Wasser aus dem Schlick gehoben werden, wenn nach der Ebbe die Flut kommt?

Gleich muss er aussteigen. Ich könnte ihm München empfehlen. Das Märchenschloss Neuschwanstein. Oder einfach Hamburg, eine große alte Hafenstadt wie seine Heimat Sankt Petersburg.

Innerhalb von Sekunden bin ich mitten in der Frage gelandet, was von meiner Heimat ich einem Fremden unbedingt empfehlen würde. Ich habe dann Erfurt und Weimar gesagt. Zum Erklären blieb keine Zeit mehr. Aber für ein Geschenk: Beim Aussteigen schenkt er mir seinen Kugelschreiber – und sagt: Damit ich auch etwas habe aus Sankt Petersburg.

Den habe ich jetzt.

Zwei Städte. Was hätten Sie geantwortet?

25.7.2019

Meine Bekannte ist Rentnerin. Sie lebt von dem, was sie früher erarbeitet hat. Doch weil das nicht genug zum Leben ist, bekommt sie zusätzlich Grundsicherung. Wenn ich mit ihr spreche, werde ich immer erst ungeduldig und dann sauer. Nicht auf meine Bekannte. Sondern auf unsere Gesellschaft.

Es hat mit der Grundsicherung zu tun. Es sind bei ihr zum Beispiel 179 Euro, die Summe wird ja öfter neu berechnet; sie ergänzt die knapp 800 Euro, die sie als Rente bezieht.

Es ist gut, dass es die Grundsicherung gibt. Dass jemand nach jahrzehntelanger Arbeit mit seiner Rente unter dem Existenzminimum bleibt, ist jetzt hier mal gar nicht mein Thema. Dabei hat sie auch noch ihren Sohn vorwiegend allein großgezogen. Die Mütterrente dafür ist natürlich schon mitgerechnet.

Als Bezieher von Grundsicherung wird man offenbar für den Staat zum gläsernen Menschen. Er kennt meine Verhältnisse genau, kennt meine Konten, darf nach jeder Einzahlung fragen, darf nachfragen, wenn etwas öfter oder seltener abgehoben wird. Aber das führt offenbar nicht, wie ich erwarten würde, zu einem besonders respektvollen Umgang miteinander, sondern im Gegenteil zu einem schroffen Befehlston. Wenn meine Bekannte über längere Zeit kein Bargeld abgehoben hat, fragt der Staat nach: Hat sie andere Einkünfte? Diese, und jetzt kommt das was mich so sauer macht: „Sind nachzuweisen“.

Sie sind nachzuweisen. Belege sind einzureichen. Die Fristen sind einzuhalten.

In der Sache ist das ja alles richtig. Aber was ist das für eine Sprache? Wenn ich solche Sätze lese, stehe ich irgendwie innerlich stramm. Die Reaktion meine Bekannten wundert mich nicht: „Im Sozialamt schreiben sie so, und da reden sie auch so! Ich gehe da nicht mehr hin.“

In einem Grammatikbuch habe ich gefunden, was das für eine Sprache ist – ich hatte den Begriff schon längst vergessen: Das Gerundiv. Es ersetzt das Passiv durch einen Infinitiv. So kann man Sätze unpersönlich formulieren. Meine Bekannte kommt als Mensch gar nicht mehr vor in diesem Satz. Ein Nachweis ist einzureichen.

Und jetzt kommt mein Verbesserungsvorschlag: Einfach weglassen! Schaffen wir das Gerundiv in der Amtssprache ab.

Statt: „Sollten Sie über weitere Konten verfügen, sind diese nachzuweisen“, kann man doch sagen: „Bitte teilen Sie uns mit, welche Konten Sie haben.“

Das wäre auch eine Form der Grundsicherung: ein Minimum an Respekt und Achtung.

26.7.2019

Am Morgen habe ich es mal wieder grußlos von meiner Wohnung bis in die S-Bahn geschafft. Seit ich hier wohne, ist das Teil meines Berlin-Gefühls: Man kann quasi unerkant durch diese Stadt segeln, das verleiht – ja, was eigentlich – eine Art von Unbekümmertheit. Alle anderen kümmert es nicht, dass ich da bin. Und ich passe mich an. Schau weg. Schau hindurch. Gegrüßt wird hier nicht, sind ja alles Fremde.

In der S-Bahn wurde dann plötzlich alles anders. Mir gegenüber, mehrere Meter entfernt, steht ein Vater mit seinem Baby. Er selbst dreht mir den Rücken zu, das Kind auf seiner Schulter aber schaut mir ins Gesicht. Große Augen, prüfender Blick. Ich kann gar nicht anders, ich lächle. Da strahlt das Kind über das ganze Gesicht Wenig später gucke ich wieder hin – wieder erfasst mich der intensive Blick, wieder lächle ich, wieder freut sich das Baby. Ich erkenne das Spiel: Hier testet jemand seine Wirksamkeit. Ein wenige Monate altes Baby - was für eine Kommunikations-Kompetenz!

Und ich? Jemand, ein Fremder, hat mich angeschaut, hat mich angelächelt und sich über meine freundliche Reaktion ganz offensichtlich gefreut. Mir hat das gute Laune gemacht. Ehrlich gesagt, bin ich noch Stunden später ein bisschen aufrechter und beschwingter durch meinen Tag gegangen.

Und dann hab ich's selbst ausprobiert. Ich habe einfach die Menschen, die mir entgegenkamen, angeschaut. Die Folgen waren vielfältig: hier und da ein Lächeln, ein Nicken, ein freundlicher Blick. Auch genervtes Weggucken, versunkene Nicht-Reaktion. Leichte Irritation. Und sogar echte, altmodische Höflichkeit: Eine fremde junge Frau, die mir einen guten Tag wünschte!

Ich muss an den kleinen Ort im Taunus denken, in dem ich aufgewachsen bin. Als ich wegzog, bekamen meine Eltern sehr bald schon nach meinen Besuchen zu hören: „Ihre Tochter hat es ja wohl nicht mehr nötig zu grüßen!“ Anders als im Dorf gibt es keine soziale Kontrolle hier. Cooles Berlin. Aber das ist eben auch eine Freiheit, die zu Unverbindlichkeit und Gleichgültigkeit führt. Ist mir doch egal, wie der andere aussieht, wie es ihm geht, er ist ja fremd.

Doch vielleicht gerade als Fremder bin ich doch froh, wenn mich jemand ansieht. Ein Lächeln, ein Nicken. Gesehen-Werden. Ich empfehle es hiermit zum Ausprobieren! Meine Prognose: Es verändert Ihren Tag. Fremde grüßen in der Großstadt – cool!

27.7.2019

Wir kletterten durch einen Kastanienwald in den italienischen Alpen. Es war heiß, sehr unwegsam und zugleich wunderschön – man kommt an seine Grenzen. Die Sehnsucht nach dem nächsten kleinen Dorf wuchs, denn wir wussten schon, dass es immer da, wo ein paar Häuser stehen, auch einen Brunnen gibt. Frisches Wasser.

Da stand am Wegrand, noch ein paar steile Schritte höher und zugleich tiefer im Wald, eine Kapelle. Zugewuchert von Dornensträuchern, der Weg davor kaum noch zu erkennen. Kein Fenster, keine Tür mehr da, nur noch altes Mauerwerk. „Das war mal eine Kirche“, sagte mein Mann.

Alle Kirchen erzählen auf ihre Weise von früher. Ich mag es, nach diesen Geschichten zu suchen. Alte Pracht und Erhabenheit kann von Glaubenserfahrungen und von der Hoffnung unserer Vorfahren erzählen. Aber Pracht ist nicht notwendig, das habe ich schon oft erlebt. Ein verlassenes Kirchlein weit ab aller großen Wege – würde es mir noch etwas erzählen, was Menschen hier früher geglaubt und gehofft haben?

Ich bahne mir einen Weg durchs Gestrüpp und steige die letzten steilen Schritte hinauf.

Ein kleiner leerer Raum, durch dessen Fensteröffnungen Zweige hereinwuchsen. Der steinerne Altar ist noch da. Und der sieht anders aus als alle Altäre, die ich je gesehen habe!

Nicht ein Kreuz gibt es hier, nein, ganz viele! Ein Mensch muss angefangen haben, jemand, der vielleicht so wie ich nach der Spur des Glaubens gesucht hat: Er hat aus dem Wald einen längeren und einen kürzeren Stock geholt, beide zu einem Kreuz gebunden und auf den Altar gestellt. Was mag er gedacht haben, als er der verlassenen Kirche wieder ein Kreuz gegeben hat? Andere sind seinem Beispiel gefolgt. Ein Kreuz ist mit einem Bindfaden zusammengebunden. Ein anderes mit einem Haargummi. Eins sogar mit einem Nagel zusammengefügt – hat jemand, der die kleine Kirche kennt, es von zu Hause mitgebracht? Ein Bild der Jungfrau Maria lehnt in einem kleinen Glasrahmen hinter den Kreuzen an der Wand. Längst vertrocknete Waldblumen, aber auch ein frischer Zweig in einer noch gefüllten Trinkflasche stehen daneben. Alles Zeugen des Glaubens an Jesus Christus. Ausdruck der Hoffnung, vielleicht einer Bitte, Zeichen des Dankes. Sehr persönliche Zeugnisse. Jedes hat sein eigenes Geheimnis, und doch beziehen sie den Wanderer mit ein.

Zuhause angekommen denke ich an diesen Ort, der zwar verfallen, aber immer noch lebendige Kirche ist.